

Special Wissenschaft & Forschung

Stephan Neuhäuser: „Wir unterstützen anwendungsorientierte Forschungsprojekte in Entwicklungsländern. Die Projekte sollen partnerschaftlich abgewickelt werden, und der direkte Nutzen im Zielland erfolgen“, erklärt der Vertreter des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung in der Kommission für Entwicklungsfragen.

Projekte, die vor Ort helfen

Sonja Gerstl

economy: Welche Aufgaben hat die Kommission für Entwicklungsfragen (KEF)?

Stephan Neuhäuser: Die KEF unterstützt aus Mitteln des BMWF, des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, anwendungsorientierte Forschungsprojekte in Entwicklungsländern. Die Projekte sollen partnerschaftlich abgewickelt werden, und der direkte

Nutzen soll im Zielland erfolgen. Die Kommission für Entwicklungsfragen beteiligt sich aber auch selbst an Projekten auf europäischer und österreichischer Ebene. Des Weiteren verknüpft die KEF wissenschaftliche mit entwicklungspolitischen Fragestellungen. Dazu dienen unter anderem Publikationen zu diversen Themen oder die Abhaltung verschiedener Veranstaltungen wie etwa die „Research for Development

Round Tables“, die der interessierten Öffentlichkeit kostenlos zugänglich sind. Weitere Aufgaben sind die Beratung wissenschaftlicher Einrichtungen und von Förderstellen in wissenschaftlichen Fragen der Entwicklungszusammenarbeit, die Rolle als Kontakt- und Vermittlungsstelle für Organisationen aus Wissenschaft, Wirtschaft und Entwicklungszusammenarbeit und die Informationstätigkeit im In- und Ausland.

Welche konkreten Ziele verfolgt die KEF?

Wie im Mission Statement der KEF festgelegt: „Die Kommission versteht sich als eine multi- und interdisziplinäre Plattform für alle mit wissenschaftlichen Fragen der Entwicklungszusammenarbeit befassten Personen und Institutionen und als Teil der europäischen und globalen wissenschaftlichen Gemeinschaft.“

Gibt es thematische Schwerpunkte?

Da die Kooperation „bottom up“ funktioniert, werden keine Themen vorgegeben. Das heißt, es sind prinzipiell alle Sektoren in Wissenschaft und Forschung „eligible“. Die Projekte werden anonymisiert einer Peer-Review unterzogen und anschließend in der Kommission diskutiert. Das schließt aber nicht aus, dass in der Zukunft ein eventuell teilweise „programmatischer“ Zugang gewählt werden kann.

Wer bestimmt eigentlich darüber, was geforscht oder welche Projekte unterstützt werden?

In der Regel sind es die Forscherinnen und Forscher selbst, die die Themen bestimmen.

Welches jährliche Forschungsvolumen steht zur Verfügung?

Derzeit wird die Kommission für Entwicklungsfragen in ers-

Zur Person



Stephan Neuhäuser vertritt das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in der KEF. Foto: privat

ter Linie vom BMWF finanziell unterstützt. Durch projektbezogene Kooperationen mit anderen Stellen beträgt das jährliche Budget etwa 200.000 Euro, wobei seitens des BMWF an eine substanzielle Steigerung in der näheren Zukunft gedacht wird.

www.kef-online.at

Info

● **KEF.** Die KEF ist 1981 als österreichische Maßnahme nach der UN-Konferenz „Science and Technology for Development“ eingerichtet worden. Ziel ist es, die vorhandene Kapazität für die Stärkung von Wissenschaft und Bildung in Entwicklungsländern zu mobilisieren.



Die Kommission versteht sich als Plattform für alle wissenschaftlichen Fragen der Entwicklungszusammenarbeit. Zahlreiche nationale und internationale Projekte werden unterstützt. Foto: Fotolia.com

Lokale Rechte

KEF sichtet historische Agrardokumente.

Das im Dezember 2005 bei der Kommission für Entwicklungsfragen der österreichischen Akademie für Wissenschaften eingereichte und im Juli 2006 bewilligte Projekt „Recovery – analysis and devolution of historical land titles of quechua communities of the department of Apurimac, Peru“ kam nach einer Laufzeit von 14 Monaten im September 2007 zum Abschluss. Hauptziel des Vorhabens war es, einen Beitrag zur instituti-

onellen Stärkung der staatlich anerkannten Quechua-Gemeinden Apurimacs durch Bereitstellung der vergangenen Jahrhundert und insbesondere in den Wirren des internen Konfliktes zwischen 1985 und 1995 verloren gegangenen kommunalen Agrardokumente zu leisten.

Zu den spezifischen Zielsetzungen zählte die Lokalisierung kommunaler Landtitel in den historischen Archiven des Landes, deren Zusammenstellung, Transkription sowie Rückgabe an die Gemeinden in Form eines Kompendiums. Peruanischen Sozialwissenschaftlern dient diese Veröffentlichung als unverzichtbare Quelle für weitere Studien der regionalen Agrargeschichte. Für den 20. November 2008 ist ein abschließender Round Table zum Thema „The Law of the Land? Documenting Indigenous Landrights in Peru“ in Wien geplant. sog

Special Wissenschaft & Forschung erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 33

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.
Redaktion: Ernst Brandstetter

Kampf gegen Malaria

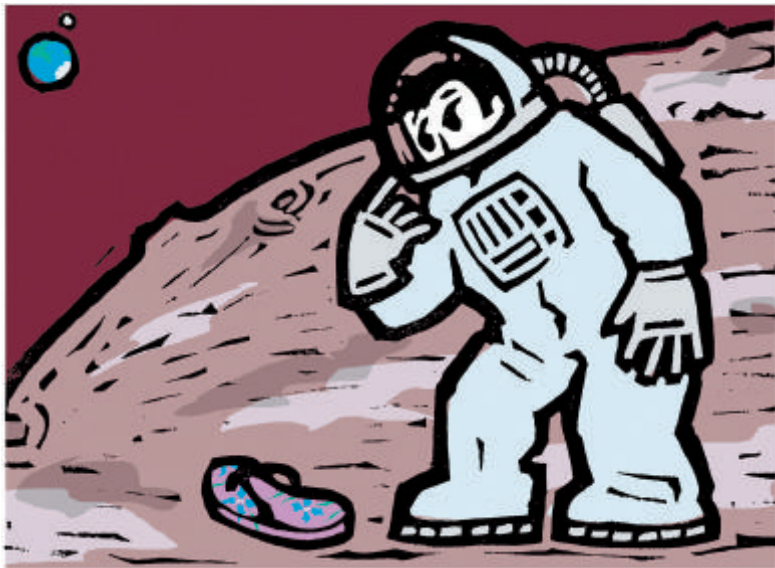
Wissenschaftler untersuchen Resistenzgrad des Parasiten.



Malaria-Chemotherapeutika sind teuer. Ein Team von Wissenschaftlern forschte vor Ort nach Alternativen. Foto: Fotolia.com

Resistenzgrad des Parasiten gegenüber gängigen Medikamenten untersucht werden. Dies sollte zu einer Verringerung des Gebrauchs von Malaria-Chemotherapeutika führen und so das Budget des Krankenhauses entlasten. Weiters sollte durch die

limitierte Anwendung auf mikroskopisch gesicherte Fälle eine Verlangsamung der Entwicklung von Resistenzen erreicht und somit die Sterberate aufgrund von Malaria verringert werden. Erste Ergebnisse wurden bereits präsentiert. sog



Marihuana nicht krebserregend

Selbst das regelmäßige und ausgiebige Rauchen von Marihuana hat keinerlei schädliche Auswirkungen auf das Risiko, an Lungenkrebs zu erkranken. Zu diesem Schluss kommt die bislang am breitesten angelegte Studie zu diesem Thema, die eine Forschergruppe der Universität von Kalifornien in Los Angeles durchgeführt hat. Im Rahmen der vom National Institute of Drug Abuse geförderten Untersuchung wurden 1200 Menschen aus Los Angeles, die an Lungen-, Hals- oder Kopfkrebs leiden, und 1040 nicht erkrankte Personen nach dem Konsum von Marihuana in ihrem Leben befragt. „Unsere Hypothese lautete anfangs eigentlich, dass es einen direkten Zusammenhang zwischen dem Konsum von Marihuana und Lungenkrebs gibt. Dieser Zusammenhang sollte sich mit einem stärkeren Konsum noch verstärken“, erklärt Donald Tashkin, Studienleiter und Pulmonologe an der Universität von Kalifornien, der sich seit über 30 Jahren mit diesem Thema beschäftigt.

Obwohl Tashkin persönlich immer noch an die potenzielle Schädlichkeit von Marihuana glaubt, widerlegt die aktuelle Untersuchung bisherige Bedenken. „Was wir gefunden haben, ist, dass es überhaupt keinen Zusammenhang gibt“, stellt Tashkin überrascht fest. „Wir vermuten sogar einen leicht positiven Effekt“, ergänzt der Forscher. Frühere Studien hatten immer wieder bestätigt, dass Marihuana krebserregende chemische Stoffe beinhaltet. Diese wurden in ihrer schädlichen Wirkung großteils mit denen im Tabak gleichgesetzt. „Als entscheidend könnte sich in diesem Zusammenhang allerdings herausstellen, dass Marihuana auch die Chemikalie THC enthält, die Alterszellen abtöten kann“, meint Tashkin. Auf diese Weise sei es unter Umständen möglich, dass derartige Zellen sich gar nicht erst so weit entwickeln können, um Krebs zu beherbergen.

Ecstasy verursacht Gehirnschäden

Schon geringe Mengen Ecstasy können für das Gehirn schädlich sein. Dies geht aus einer aktuellen Studie der Universität von Amsterdam hervor. Somit wird die weitläufige Annahme relativiert, Ecstasy sei eine ideale Einstiegsdroge und für Erstkonsumenten in geringen Mengen völlig ungefährlich. Die Sucht- und Drogenkoordination Wien erklärt jedoch auf Anfrage der Nachrichtenagentur Presstext, dass es bei einmaligem Ecstasy-Konsum nur selten zu schweren Schädigungen kommt. Gehirnschäden bei über 188 Probanden, die noch nie Ecstasy konsumiert hatten, haben gezeigt, dass schon eine geringe Menge zu erhöhter Blutzirkulation in bestimmten Gehirnteilen führt. Darüber hinaus wurde festgestellt, dass bei Ecstasy-Konsumenten das Erinnerungsvermögen stark eingeschränkt war.

Mottenkugeln machen high

Lionel Feuillet, Arzt im Hôpital La Timone im französischen Marseille, hat eine neue Droge entdeckt: Mottenkugeln. Diese enthalten die Substanz Paradi-chlorbenzol (PDB), die zur Abtötung von Mottenlarven verwendet wird. Doch zugleich kann PDB sehr süchtig machen und Leber- als auch Nierenversagen sowie ernsthafte Blutarmut zur Folge haben. „PDB gehört zu der Familie der aromatischen Kohlenwasserstoffe – einer Reihe von flüchtigen Substanzen, die häufig missbraucht werden“, stellt Feuillet fest. Der Arzt identifizierte Mottenkugeln als Droge, als eine 18-jährige Frau zu ihm in Behandlung kam. Sie wies schuppige Haut an Händen und Beinen auf, war mental labil und träge. Zunächst war Feuillet der Gesundheitszustand des Mädchens ein Rätsel. Es hatte in seinem Zimmer einen Sack mit Mottenkugeln versteckt, in den es seine Nase steckte und inhalierte. *pte/kl*

Drogen: Steigender Konsum fordert Präventionsforscher heraus

Gute Prävention ist gefragt: „Risikokompetenz“ schaffen

Gesundheitsvorsorge und Aufklärung stehen hoch im Kurs. Aber den richtigen Weg zu finden, um Drogensucht zu verhindern, ist keine leichte Sache. Auch Präventionsforscher haben es da schwer.

Christine Wahlmüller

Gerade jetzt, wo der Drogenkonsum ansteigt, gewinnt Prävention mehr an Bedeutung. Die Forscher beschäftigen sich dabei aus allen möglichen Perspektiven mit der Frage, ob und wie Prävention wirkt.

In der Alltagssprache bedeutet Prävention, etwas zu verhindern. Im Suchtbereich ist eine dreistufige Präventionsklassifikation zurzeit am gebräuchlichsten. Die Primärprävention ist eine allgemeine Prophylaxe im Hinblick auf unselektierte Personengruppen; die Sekundärprävention umfasst die Prophylaxe bei Hochrisikogruppen, die Tertiärprävention die Behandlung und Rückfallprophylaxe bei manifest Erkrankten.

„Die Präventionsforschung ist in Österreich leider noch wenig etabliert und läuft erst langsam an“, urteilt Irmgard Eisenbach-Stangl, Sektionsleiterin für Drogenforschung am Euro Centre for Social Welfare Policy and Research. Sie sieht zwei Hauptstoßrichtungen: einerseits die Grundlagenforschung, „um den Aktivisten Wissen zur Verfügung zu stellen“, und andererseits Forschungsprojekte, um die bestehenden Maßnahmen zu bewerten.

Kritik an Evaluation

Genau vor diesen Evaluationen warnt Alfred Uhl vom Ludwig Boltzmann Institut für Suchtforschung (LBI Sucht) am Anton-Proksch-Institut (API): „Evaluationen, die die Wirksamkeit von einzelnen Präventionsprogrammen eindeutig belegen könnten, sind kaum seriös möglich.“ Man könne aber Theorien entwickeln, was in der Prävention konkret machbar sei, Hand in Hand mit gut belegten psychologischen, soziologischen und medizinischen Theorien, danach aus einer offenen, kritischen Perspektive Erfahrungen in der Praxis sammeln und schließlich Teilaspekte empirisch überprüfen.

Uhl weist bei den Präventionsmaßnahmen insbesondere auf das „zugrunde liegende Menschenbild“ hin. Demnach gebe es den demokratisch-emanzipatorischen Ansatz sowie den paternalistisch-kontrollierenden Ansatz. „Ich trete ganz klar für das Primat von Freiheit, Ehrlichkeit und Förderung von Emanzipation und Selbstständigkeit in der Prävention ein“,



Finger weg von den Drogen: Mit Verboten und Strafen wird man dieses Ziel nicht erreichen, sagen die Forscher. Foto: epa

glaubt Uhl fest an den Gesundheitsförderungsansatz. In den letzten Jahren „zeigt sich allerdings eine deutliche Tendenz in Richtung Restauration des Paternalismus“, bedauert Uhl, vor allem in puncto Rauchen. In jüngster Zeit werde europaweit auch der Alkoholkonsum mehr problematisiert.

Das österreichische Konzept setzt auf Suchtpräventionsfachstellen in jedem Bundesland. Das LBI Sucht war an der Erstellung des Leitbildes für diese Fachstellen sowie an Präventionsmaterialien für das Unterrichts- und Gesundheitsministerium beteiligt. „Zurzeit arbeiten wir an einem Modellprojekt, das in der Gastronomie angestellten Personen die verantwortungsbewusste Alkoholausschank nahebringen soll“, berichtet Uhl. Außerdem wurde soeben eine umfassende Selbstevaluation der Suchtpräventionsfachstelle in Südtirol wissenschaftlich begleitet. In einem anderen Projekt werden die Hintergründe untersucht, die dazu führen, dass Jugendliche mit Alkoholvergiftung im Spital landen („Komasaufen“).

Auch in den Bundesländern sind die Präventionsfachleute

ähnlich aktiv. „In Oberösterreich wird es ab Mai 2008 eine Studie bezüglich Alkoholintoxikationen bei Jugendlichen geben“, sagt Rainer Schmidbauer, Leiter des Instituts Suchtprävention Pro Mente in Linz. Für das kommende Jahr plane man ein großes Drogen-Monitoring bezüglich Alkohol, Nikotin und illegaler Substanzen.

Wiener Ansichten

„Suchtpräventive Inhalte müssen von zentralen Institutionen der Gesellschaft wie Familie, Schule, Jugendarbeit sowie Betrieben und Vereinen getragen werden“, betont Artur Schroers, Leiter des Wiener Instituts für Suchtprävention. Auch er propagiert, Informationen zu vermitteln, statt „bevormundend und moralisierend Abschreckung zu vermitteln“. Die meisten Menschen würden ohnehin ein Gefühl für Grenzen („Das tut mir noch gut und das nicht mehr“), das heißt eine Risikokompetenz entwickeln. „Ein zentrales Ziel der Suchtprävention ist es, die Menschen in ihrer Risikokompetenz zu festigen“, stellt Schroers fest.

www.api.or.at/lbi
www.drogenhilfe.at